

**Angela Rubens**

**Herzlich willkommen, Angela Rubens. Ich freue mich, dass Sie sich heute Zeit genommen haben für ein Interview als Zeitzeugin.**

**Sie sind 66 Jahre alt und wohnen in Bernstadt bei Ulm. Von Geburt an haben Sie nur eine Hand, aber im Prinzip leben Sie ein normales Leben: mit Partnerschaft, einer Tochter und drei Enkeln. Selbstbestimmung war schon immer ein wichtiges Thema in Ihrem Leben, vor allem im Rahmen der Selbsthilfe. Schon seit Jahren sind Sie mit großem Engagement in Selbsthilfe-Gruppen aktiv. Und Sie sind in vielen Arbeitsgruppen aktiv und haben auch schon einige Fortbildungen hinter sich, u.a. als Inklusionsbegleiterin. Auch familiär sind Sie sehr aktiv als Oma und haben Ihre an Demenz erkrankte Mutter gepflegt und betreut.**

**Aber fangen wir von vorn an: Sie wohnen seit 25 Jahren in Bernstadt. Wie ist Ihr bisheriger Lebensweg verlaufen?**

## **Biografisches**

Geboren wurde ich in Pfalzgrafenweiler im Schwarzwald als erstes von fünf Kindern. Aber dort habe ich mit meinen Eltern nur ein paar Wochen gelebt. Vom Schwarzwald sind wir dann für ein Jahr nach Ulm gezogen, wohin mein Vater versetzt worden ist als Sozialarbeiter, und von dort aus in die Nähe von Friedrichshafen am Bodensee. In Langenargen habe ich eine normale Grundschule besucht. Aber schon zuvor musste mir meine Mutter das Lesen, Schreiben und Rechnen beibringen, weil ich sonst nicht eingeschult worden wäre. Damals gab es für Kinder mit Behinderung noch keine Schulpflicht. Aber ich habe in die Schule gedrängt und war dadurch dann in der Grundschule natürlich unterfordert.

**Dann sind Sie nach Bernstadt gekommen...**

Durch das berufliche Fortkommen meines Vaters sind wir zunächst in den Reutlinger Raum gezogen. Dort war mein Vater in der Geschäftsführung einer großen Möbelfabrik.

Ich bin dann in Reutlingen in die Waldorfschule gekommen und war von Seiten der Lehrer\*innen normal integriert. Aber da damals das gesellschaftliche Bewusstsein gegenüber behinderten Menschen noch sehr negativ war, wurde ich von verschiedenen Mitschüler\*innen sehr diskriminiert und auf verschiedenste Weise gemobbt, aber – wie gesagt – nicht von den Lehrern. Wenn die Lehrer irgendwelche Sonderaufgaben für mich hatten, habe ich das immer abgelehnt, da ich die gleichen Dinge tun wollte wie alle anderen Schüler. Ich wollte keine Sonderrolle haben. Es gab noch einen Klassenkameraden, der mit einer schweren Herzerkrankung geboren worden war und deswegen eine Lernbehinderung hatte. So wurde ich, wie allgemein üblich, von den Mitschülern einfach genauso als geistig behindert oder lernbehindert behandelt, obwohl ich zu den begabten Schüler\*innen gehörte und auf das Abitur zuing.

### **Das hatte damals vielleicht auch noch etwas mit der Nazi-Zeit zu tun?**

Ja.

### **Wie hat sich das Mobbing ausgewirkt? Gibt es dazu irgendein Beispiel?**

Zum Beispiel haben sich Eltern von Klassenkameraden bei den Lehrern dafür eingesetzt, dass ich bei Klassenspielen keine Hauptrolle bekam, sondern mehr oder weniger nur Statistenrollen. Später, in der 12. Klasse, bekamen wir eine neue Lehrerin, die uns in Englisch durchs Abitur führen sollte. Die hat mich furchtbar behandelt. Von Klassenkameraden bekam ich in dieser Zeit – wie in den Jahren zuvor schon – Fußstritte, und immer wieder und überall wurde mein Schulranzen ausgeleert. Das war ganz schlimm. Dann hatte ich davon so die Nase voll, dass ich unsere Klassenlehrerin bearbeitet habe, sie solle mit meinem Vater sprechen, dass ich kein Abitur machen würde und lieber auf dem zweiten Bildungsweg studieren würde. Damals konnte man die Schule noch nicht wechseln, das ganze Schulgefüge war eben noch sehr altmodisch. Mein Vater hat dann zugestimmt, dass ich mit der erweiterten Mittleren Reife Ende der 12. Klasse aufhören konnte. Ich habe mich dann darum bemüht, eine Banklehre zu machen. Von Privatbanken habe ich nur Absagen bekommen, aber bei der Kreissparkasse wurde ich mehr oder weniger mit Kusshand genommen. Die Privatbanken hatten alle gesagt, ich könne ja

mit nur einer Hand nicht Schreibmaschine schreiben. Das hat mir eingeleuchtet. Aber die Kreissparkasse argumentierte, ich würde bei der Bank ja ohnehin Karriere machen und hätte dann eine Sekretärin. Deswegen wäre Maschinenschreiben für mich nicht wichtig. Wegen meines höheren Schulabschlusses habe ich dann eine verkürzte Ausbildung von zweieinhalb Jahren begonnen. Aber gleich am Anfang wurde von mir verlangt, dass ich in einer Gruppe, in der ich die ersten paar Wochen verbringen musste, einiges mit der Schreibmaschine schreiben sollte, zum Beispiel Scheckeinreichungsvordrucke. Da habe ich gesagt: „Ich kann nicht Schreibmaschine schreiben.“ Und da hat die Gruppenleiterin geantwortet, dann täte es ihr leid, dann könne sie mir keine Arbeit geben. Das hat mich so motiviert, dass ich zum Abteilungsleiter gegangen bin und eine Woche lang in der Mittagspause an der alten Adler-Schreibmaschine üben durfte, so dass ich schließlich ausreichend schreiben konnte. Ab da gab es für mich dieses Problem nie mehr. Ich musste dann auch einen Schwerbehindertenantrag stellen. Dabei musste ich Widerspruch einlegen, denn damals war ich ja noch mit den Kriegsversehrten gleichgestellt. Aber mein Ausbildungsleiter, der von Geburt an eine rachitische Erkrankung hatte und einen Buckel, also auch kein Kriegsversehrter war, motivierte mich dazu. Er sagte mir: „Da müssen wir Widerspruch einlegen.“ Als Begründung hat er angegeben, ich könne nicht Schreibmaschine schreiben. Da fühlte ich mich ein bisschen getroffen, denn das konnte ich ja zwischenzeitlich, aber eben nicht genauso gut wie eine Sekretärin. Deshalb konnte ich mit gutem Gewissen angeben, ich könne nicht Maschineschreiben. Daraufhin bekam ich vom Versorgungsamt die Gleichstellung mit den Kriegsversehrten, wurde aber von den Versorgungsamtmitarbeitern übel beschimpft: Ich sei als Frau ja nie im Krieg gewesen und es sei eine Unverschämtheit, dass ich wagen würde, mich gleichstellen zu lassen. Ich war froh, als zum 1. Januar 1974 das Schwerbehindertengesetz kam. Ich habe dann sofort meinen bisherigen Kriegsversehrtenausweis umgetauscht in den Schwerbehindertenausweis. Jetzt fühlte ich mich bestärkt. Bei der Bank wurde ich vom ersten Tag an von VdK-Vertretern (dem 1950 gegründeten Verband der Kriegsbeschädigten, Kriegshinterbliebenen und Sozialrentner Deutschlands e.V., heute ein allgemeiner Sozialverband VdK) in das Schwerbehindertenrecht eingewiesen, damit ich als junger Mensch Vertrauensperson und Mittlerin sein konnte für andere jüngere Menschen mit Behinderung.

## Handwerkliches Geschick mit einer Hand

**Gehen wir noch einmal zurück. Sie haben erzählt, dass es in der Schule zum Teil sehr unangenehm für Sie war.**

**Hat Ihre Behinderung auch im Alltag eine Rolle gespielt oder lief Ihr Alltag unkompliziert ab?**

Ich habe alles mitgemacht, auch alle handwerklichen Dinge. Von meiner Familie wurde ich nie als behindert behandelt und auch nicht so bezeichnet. Schon bevor ich in die Schule kam, mit fünf Jahren, hatte ich mir selber das Stricken beigebracht, was man mir nachher erzählt hat. Ich hatte es mir abgeguckt. Ohne Strickzeug konnte ich nicht mehr leben. Ich habe alles, was ich an Wolle in die Finger bekam, verstrickt und gehäkelt. Und in der Waldorfschule hatten wir ja auch Handwerksunterricht: Umgang mit Holz, Kupfer, Ton und allem Drum und Dran. Da habe ich überall mitgemacht und gute Sachen gefertigt. Ich habe eine Kantele (eine Art Leier) selbst gebaut. Bei mir liegt das in den Genen, in meiner Familie sind alle praktisch und künstlerisch veranlagt. Deswegen habe ich da auch die gleichen Leistungen gebracht wie die anderen Schüler. Bei allen neuen technischen Herausforderungen habe ich immer Wege gesucht wie ich es auch nur mit einer Hand fertig bringe. Ein ‚geht nicht‘ gab es bei mir nie.

**Sie haben aber auch gesagt, dass Sie nie mit Samthandschuhen angefasst wurden.**

Nein, das wurde ich nicht und wollte ich auch nicht. Ich kannte es auch nicht von meinem Elternhaus her, da ich als Älteste von fünf Kindern funktionieren musste. Ich wollte als ganz normale Schülerin behandelt werden. Deswegen habe ich auch in der Oberstufe sogenannte „Lumpereien“ mitgemacht, damit ich eine Strafarbeit machen musste. Die Strafarbeiten habe ich gern gemacht, da diese auch vom Thematischen her eine Herausforderung waren. Aber die Lehrer\*innen haben immer gemeint, dass ich als Mensch mit Behinderung doch keinen Blödsinn machen könne. Ich konnte auch während des Unterrichts unter der Bank stricken oder sonst etwas machen, wie die anderen auch, und habe nicht eingesehen, dass ich deshalb keine Strafarbeit machen sollte. Erst

später, als mir der Abi-Unterrichtsstoff wichtiger war, habe ich behauptet bei technischen Unterrichtsfächern, das könnte ich nicht mit einer Hand, als ich Spinnen lernen musste oder Buchbinden. Mir war das Lernen von Sprachen – Latein, Englisch, Französisch – wichtiger. Aber später im Leben, in anderen Situationen, ist man wieder auf mich zugekommen, dass ich diese Handarbeiten anderen beibringen sollte. Da konnte ich davon profitieren, dass ich früher als Kind anderen Menschen bei diesen Tätigkeiten intensiv zugeschaut hatte und es dann auch entsprechend gut vermitteln konnte.

**Mit fünfzehn Jahren hatten Sie einmal einen großen Wunsch: eine Unterarmprothese.**

Ja, da ich dauernd gehänselt und nicht normal behandelt wurde und es auch keine entsprechende Kleidung für mich gab, wollte ich eine Unterarmprothese tragen. Als ich zwölf war, waren meine Eltern mit mir bei einem Heidelberger Professor. Der hat gesagt: „Auf keinen Fall vor der Konfirmation eine Prothese“, weil ich ja noch wachsen würde. Und ich musste alles ohne Prothese lernen. Meine Eltern haben mir dann zur Konfirmation meinen Wunsch erfüllt, und ich bekam eine Unterarmprothese. Die hatte damals noch einen Lederhandschuh. Ich habe dann, da ich für mich keine prothesengeeignete Kleidung bekam und ich mit dem, was meine Mutter mir nähte, nicht zufrieden war, mit fünfzehn angefangen, mir meine Kleidung selbst zu nähen. Ich hatte ja auch Ansprüche wie jeder Teenager. Ich hatte das Glück, dass bei uns im Haus eine Schneidermeisterin wohnte. Die hatte Spaß daran, mir das Schneiden beizubringen. #00:17:03-8#

**Das war der Bereich Mode. Blieb das Thema Kunst Ihr ganzes Leben lang für Sie relevant?**

Ja, ich habe leidenschaftlich gern gemalt und handwerkliche Dinge hergestellt, und dadurch, dass bei uns in der Familie sehr viel Hausmusik gepflegt wurde, wollte ich auch ein Instrument spielen. Und natürlich habe ich auch nach Noten gesungen. In der Schule habe ich beim Flötenunterricht zwei-, dreimal vor dem Klassenzimmer sitzen müssen, während die anderen Kinder drinnen Flöten lernten. Da fühlte ich mich diskriminiert. Zu Hause habe ich mir dann das Flöten selber beigebracht mit einer normalen

Blockflöte und habe später auch privaten Flötenunterricht bekommen. Zuhause, im Freundeskreis und in der Schule konnte ich viele Instrumente ausprobieren, die mich interessierten. Bloß nicht Xylofon oder Glockenspiel wollte ich spielen, wie mir immer wieder von Erwachsenen vorgeschlagen wurde. Ich wollte halt wie alle anderen ein Instrument spielen, das ich konnte und mir Freude machte. Ich habe auch f-Flöte gespielt und im Mittelstufenorchester mitgespielt und später viel in Chören gesungen.

### **Wie ging es Ihnen mit Ihrer Behinderung? Gab es für Sie eine Art seelische oder emotionale Aufarbeitung?**

Gar nicht. Für mich war meine Behinderung Normalität. Ich habe aber mitbekommen, dass meine Mutter darunter gelitten hat. Sie hatte dauernd Schuldgefühle. Und ich habe mich gefragt: warum? Wenn bei mir in der Klasse oder sonst wo Menschen mit Behinderung waren, hat meine Mutter mich immer darüber aufgeklärt, was mit diesen Kindern oder Erwachsenen los war. Besonders im öffentlichen Leben lehrte mich mein Vater, wie man mit den Menschen mit den unterschiedlichen Behinderungen umgeht und dass sie zu unserer Gesellschaft gehören. Ich las sehr viele Biographien von Menschen mit Behinderung. Für mich war das alles ja Normalität. Ich hatte keine Berührungsängste. Ich habe auch nie damit gehadert, dass ich nur mit einer Hand geboren wurde, denn ich konnte ja alles. Erst später als Erwachsene habe ich mitbekommen, dass meine Mutter ständig Angst gehabt hatte, dass ich ihr weggenommen werden könnte, da ich eine Hausgeburt war und nicht beim Gesundheitsamt als Kind mit Behinderung gemeldet worden war. Damals war das noch so, dass alle Kinder mit Behinderung beim Gesundheitsamt gemeldet sein mussten und in ein Heim gesteckt wurden. Deshalb hatte meine Mutter ständig Angst. Mir ist das Heim erspart geblieben. Als ich in der 11. Klasse war, sollte ich ein Contergankind aus der 2. Klasse im Handarbeitsunterricht begleiten. Ich wurde vom Matheunterricht freigestellt, damit ich im Handarbeitsunterricht diesem Kind Stricken und so weiter beibringen konnte. Für die Klasse war das vom Pädagogischen her sehr gut, da die anderen Kinder gemerkt haben, dass ihr Mitschüler nicht der Einzige war mit Behinderung und weil sie gesehen haben, dass ich auch alles ohne Pro-

these mit nur einer Hand machen konnte. Später wollte ich zunächst Systemanalytik studieren. Aber dann dachte ich: Nein, ich muss etwas mit den Kindern mit Behinderung machen, damit sie nicht in Heime abgeschoben werden und im Alltag falsch behandelt werden. Ich bin dann zum Landeswohlfahrtsverband nach Stuttgart gegangen, um mich zu erkundigen, was für eine Ausbildung ich machen könnte. Da haben die mir direkt ins Gesicht gesagt, ich hätte auch in ein Heim gemusst. Im Heim werden diese Kinder schon richtig behandelt.

**Inklusion im praktischen Alltag, das hat bei Ihnen ja schon früh begonnen. Sie waren auch immer gefragt als Beraterin oder als positives Beispiel für Menschen mit Behinderung. Wie kam es dazu?**

Nachdem ich in der Schule Schikanen erlebt hatte, gab es in der Ausbildung keine mehr. Hier war ich ebenbürtig. Da war ich dann erstaunt, wie viele Menschen mir plötzlich von ihrem Schicksal erzählten, von ihren Krankheiten. Ich hatte nicht danach gefragt, sie hatten einfach das Bedürfnis, mir davon zu berichten. Ich war auch in der Jugendarbeit. Da hat meine Behinderung nie eine Rolle gespielt. Ich war auch schon mit achtzehn Jahren das erste Mal als Jugendleiterin in einem Ferienlager auf der Schwäbischen Alb und habe dort drei Wochen lang eine Kindergruppe geleitet. Auch später gab es in der Jugendarbeit nie Probleme. Es war selbstverständlich, ich erlebte Inklusion pur.

## **Auffallendes Beratungstalent**

Und als ich 1975 zur Filderklinik kam, in der ich als Bankkauffrau in der Verwaltung arbeiten wollte, hatte man mich in den medizinischen Bereich geholt, da ich eine besondere Fähigkeit hatte, mit kranken Menschen richtig umzugehen. Dort wurde ich für die Beratung mit Menschen mit Behinderungen angelernt. Heute weiß ich, dass das nach der Methode des Peer Counseling geschah, nur hatte man es damals noch nicht so genannt. Ich habe dieses Beratungs-System beibehalten.

## **Hatten Sie damals, in den 1970er Jahren mit all den Demonstrationen, irgendwelche Verbindungen zur Behindertenszene?**

Damals noch überhaupt nicht. In Baden-Württemberg habe ich nichts davon mitbekommen. Es gab in Reutlingen, wo ich in der Schule war und dann auch einige Jahre gelebt habe, nur verschiedene Behinderteneinrichtungen wie die BruderhausDiakonie oder die Gustav-Werner-Stiftung. Aber die waren für Menschen mit geistiger Behinderung, und davon wollte ich mich distanzieren. Und als ich damals die Filderklinik nach sechs Jahren verließ, und beruflich zur Kreissparkasse nach Esslingen wechselte, wurde ich sehr bald Schwerbehindertenvertreterin. Da konnte ich mein Wissen über die Rechte von Menschen mit Behinderung nutzen, das ich zuvor bei der Kreissparkasse Reutlingen erworben hatte. Weitere Informationen haben wir damals nicht bekommen, man musste sich eben irgendwie durchhangeln. Erst während meines nebenberuflichen Studiums der Betriebswirtschaft an der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie habe ich mitbekommen, welche Rechte ich als Mensch mit Behinderung aktuell überhaupt habe, zum Beispiel, dass der Arbeitgeber mich fördern muss. Das hatte er aber nicht getan, da im Vorstand gerade ein Generationenwechsel stattfand und dabei viele Menschen mit Behinderung ihren Arbeitsplatz verloren. Da habe ich als Mensch mit Behinderung und als Vertrauensfrau mich stark machen müssen für unsere Rechte.

## **Haben Sie dann Ihre Stelle behalten, oder was konnten Sie erreichen?**

Ich habe immer alle Möglichkeiten der Fortbildung genutzt. Ich musste mich überall intensiv durchsetzen, um nicht unterdrückt zu werden. Ich hatte natürlich auch schon damals Partnerschaften – meine Tochter wurde 1972 geboren. Da hatte es null Probleme gegeben, außer, dass verschiedene Menschen mir sagten, ich müsse das Kind abtreiben, weil ich ja behindert sei. Das Kind würde auch behindert zur Welt kommen. Aber ich hatte verschiedene Fürsprecher, die ich zufällig kennengelernt hatte, die haben mir gesagt: „Mach bloß nicht den Blödsinn.“ Damals kannte man ja auch noch gar nicht die Ursache meiner Behinderung. Und deshalb verlief eigentlich alles ganz normal, da gab es nirgends Probleme.

Bedingt durch meine Eheschließung 1992 und einem Bandscheibenvorfall musste ich



krankheitsbedingt meine Arbeitsstelle in Esslingen aufgeben. Nach der Gesundung konnte ich trotz intensiven Bemühungen keinen neuen Arbeitsplatz finden. Ich erfuhr immer wieder die Begründung: „Zu hoch qualifiziert, zu teuer und zu alt. Es ist wichtiger, dass die Menschen ohne Behinderung einen Arbeitsplatz haben.“ Ich wurde in die Erwerbsunfähigkeitsrente abgeschoben.

## **Beratung für die Behindertenszene**

**Sie haben sich dann Anfang der 1990er Jahre stark in die Behindertenszene eingebracht.**

Ja, damals hat man mich dazu geholt.

**So ging es bis heute nahtlos weiter. Wie ist das abgelaufen?**

Ich habe geheiratet, und in der Nachbarschaft wohnte ein junger Mann, der durch Impfschaden schwerbehindert war. Er war der VdK Ortsverbandsvorsitzende und holte mich sofort in den Vorstand. Ich wurde dann eingearbeitet, zumal er im Rollstuhl saß und wegen seiner Mobilitätsbehinderung sich nicht an Ausflügen beteiligen konnte, sodass ich die ganze Organisation der Ausflüge und so weiter übernehmen musste. Als er dann später aus Bernstadt wegzog, wurde ich seine Nachfolgerin im VdK Ortsverband und der VdK Kreisverband wählte mich in seinen Kreisvorstand als Obfrau für Menschen mit Behinderung. Die Rechtsanwältin des VdK holte mich für die allgemeine Sprechstunde, so dass ich dann neun Jahre lang jede Woche an einem Tag Allgemeine Beratung gemacht habe, mit bis zu elf Beratungen pro Tag.

**Konnten Sie Ihr Netzwerk noch weiter ausbauen?**

Ja, als Vertreterin des VdK-Kreisverbands wurde ich plötzlich von allen Seiten angefragt. Ich habe mich im Bereich des VdK Kreisverbands Ulm sehr engagiert in den sich neu bildenden Arbeitskreisen mit örtlichen Behindertenorganisationen und der Selbst-

hilfe sowie der Leistungsträger und der Kommune, denn es gab ja sonst nur nichtbehinderte Hauptamtliche, die entsprechend – ich sage mal – „negativ“ über Menschen mit Behinderung gesprochen haben. Ich bekam Schulungen vom VdK-Landesverband, damit hatte ich eine sehr gute Grundlage. Leider sind die Menschen, die damals die Ausbildungen und Fortbildungen geleitet haben, teilweise nicht mehr am Leben oder aus Altersgründen nicht mehr aktiv, sodass es diese Ausbildungen heute nicht mehr gibt. Zum Beispiel war ich 2003 auf einer Veranstaltung des VdK-Landesverbands, im Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderung. In diesem Jahr habe ich viele Veranstaltungen besucht in Stuttgart, unter anderen auch des Sozialministeriums, und dort viele Kontakte geknüpft. So konnte ich auch erreichen, dass wir vom VdK Kreisverband in Ulm 2003 den ersten Aktionstag für Menschen mit Behinderung gemacht haben. Den habe ich hauptsächlich organisiert und dabei auch das örtliche Netzwerk in Ulm auf den ganzen Alb-Donau-Kreis ausgeweitet.

## **Arbeitsgruppen und Aktionen für die Behindertenbewegung**

**Sie machen immer noch bei vielen Arbeitsgruppen mit und bei Aktionsveranstaltungen. Bei welchen, zum Beispiel?**

Ich bin vor fünfzehn Jahren von heute auf morgen, ohne Vorwarnung, zur ehrenamtlichen Richterin beim Sozialgericht Ulm berufen worden. Wie ich hinterher erfahren habe, bin ich vom VdK vorgeschlagen worden. Seitdem bin ich ehrenamtliche Richterin für Schwerbehindertenrecht. Da ich durch meine ehrenamtliche Tätigkeit beim Sozialgericht und in der Beratung beim Sozialverband VdK immer wieder deutlich mitbekam, dass Menschen mit Behinderung zu wenig Informationen über ihre Rechte haben und in welcher Weise sie in der unwissenden Gesellschaft zu kämpfen hatten, wurde ich motiviert mehr für die Öffentlichkeitsarbeit zu machen. Ich setze mich deshalb sehr für öffentlichkeitswirksame Aktionen und Informationen ein, zum Teil federführend. Zum Beispiel Aktionen zum 5.Mai, dem Protesttag zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderung, oder Inklusionsveranstaltungen.

**Und bei welchen Arbeitsgruppen machen Sie mit? Wo sind Sie noch engagiert?**

In Ulm bin ich jetzt schon seit 2005 bei der „Interessengemeinschaft Mittendrin“, die seitdem zum 5. Mai verschiedene Aktionstage macht. Zu dieser Interessengemeinschaft gehören verschiedene Behinderteneinrichtungen, der Behindertenbeauftragte, Selbsthilfegruppen, Leistungsträger und Vertreter der Stadt Ulm und leider zu wenige Behindertenverbände. Dort bin ich der treibende Motor, dass Menschen mit Behinderungen mehr einbezogen werden und nicht ständig die Kommune und die Behinderteneinrichtungen das Sagen haben. Außerdem bin ich schon viele Jahre beim Arbeitskreis ‚Ulm für alle‘. Da geht es um barrierefreien Tourismus in Ulm. Das ist auch eine inklusive Arbeitsgruppe zu den Themen Touristik und Citymanagement und so weiter und mit verschiedenen Menschen mit Behinderung, die viele Aktionen machen, Informationen verteilen und die Bürger und Bürgerinnen sensibilisieren. Und dann bin ich, auch seit 2005, im Arbeitskreis der Teilhabeplanung der Stadt Ulm und des Alb-Donau-Kreises im Forum Eingliederungshilfe. Es gab ja eine Gesetzesänderung, durch die die Aufgabe der Eingliederungshilfe vom Land auf die Kommune übertragen wurde. Hier wurde der Teilhabeplan für Menschen mit wesentlicher Behinderung erstellt und wird weiterentwickelt. In diesem Arbeitskreis setze ich mich heute noch sehr dafür ein, dass hier nicht immer nur die Menschen mit Eingliederungshilfe beziehungsweise in Einrichtungen im Fokus sind, sondern alle Menschen mit Behinderung. Dafür aktiviere ich viele Menschen mit Behinderung, die ich teilweise seit Jahre kenne zur Mitarbeit, damit sie sich nicht beiseiteschieben lassen. Ich machte die Ausbildung zur Lotsin im Lotsennetzwerk von Baden-Württemberg mit, das sehr stark vernetzt ist. Ich setze mich auch für die LIGA Selbstvertretung ein. Seit dem Aktionstag „Menschen mit Behinderung“ im Jahr 2003 des VdK Kreisverbandes Ulm arbeite ich mit den vielen Selbsthilfegruppen in Ulm/Alb-Donau-Kreis aktiv zusammen im Initiativkreis des Selbsthilfebüro KORN (Koordinierungsnetzwerk).

**Sie haben zudem noch einige Fortbildungen im Bereich Barrierefreiheit und Selbsthilfe gemacht. Können Sie mir beispielhaft einige davon nennen?**

Das hat sich aus den Beratungsgesprächen einfach so ergeben, dass ich alles genutzt habe an Fortbildungen, was es an Angeboten gab: in der Selbsthilfe, zum Beispiel, die

Informationen über die verschiedenen Behinderungsformen. Außerdem habe ich bei den Selbsthilfetagen mitgemacht und auch bei den psychologischen Beratungstagen, wenn Menschen, die in die Beratung kommen, psychologische Probleme haben. Und dann war ich 2008 bei einem Kongress über Barrierefreiheit in Augsburg. Über diese Verbindung wurde ich dann auch nach Bayern eingeladen. Drei Jahre später war ich dann in Nürnberg noch einmal auf einem Kongress zur Barrierefreiheit, um mich zu diesem Thema weiterzubilden. Seitdem habe ich Kontakte zu Fachleuten und kann deren Wissen weitervermitteln. Ich habe auch bei verschiedenen Veranstaltungen mitgemacht, als 2009 die UN-Behindertenrechtskonvention eingeführt wurde und wie sie umgesetzt werden sollte. Über die Einführungsveranstaltungen des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales entstanden viele weitere Vernetzungen mit anderen Verbänden und mit Menschen mit Behinderungen. Ich habe mich dann auch dafür eingesetzt, dass ich viele Vorträge im Ulmer Bereich halten konnte. Das tue ich bis heute noch. Auch bei uns in der Gemeinde setze ich mich mit Veranstaltungen und Vorträgen für Barrierefreiheit und für die Sensibilisierung der Gesellschaft für dieses Thema ein. Bei uns in Baden-Württemberg habe ich auch an einem Regionaltreffen zur Entwicklung des Landesbehindertengleichstellungsgesetzes teilgenommen, nachher auch bei der Fortschreibung beziehungsweise Endfassung dieses Gesetzes. Ich habe viel mit Gerd Weimar (Landesbehindertenbeauftragter) zusammengearbeitet, und durch die Lotsenausbildung natürlich auch viel mit Ottmar Miles-Paul.

### **Das heißt, Sie konnten Ihr Netzwerk bis heute gut nutzen?**

Ja, ich konnte es weiter nutzen und weiter vermitteln, und ich konnte andere Menschen dazu aktivieren, mitzumachen. Ich habe auch 2003 den Landesvorsitzenden vom BSK kennengelernt, Willi Rudolf. Seitdem sind wir in Kontakt. Er hatte auch dafür gesorgt, dass ich gebeten wurde, die Kontaktstelle für den BSK bei uns in Ulm/Alb-Donau-Kreis zu übernehmen und aufzubauen.

### **Zum Thema Peer Counseling haben Sie wahrscheinlich auch eine Fortbildung gemacht?**

Ja, Peer Counseling gehört auch mit zur Lotsenausbildung. Und es kommt auch in der Inklusionsbegleiter-Schulung des BSK vor. Dort wurden die Grundlagen vermittelt. Und jetzt bin ich dabei, ein Peer Counseling-Zertifikat zu machen. Das soll im November im süddeutschen Raum beim VbA Selbstbestimmt Leben in München beginnen.

## **Netzwerk- und Verbandsarbeit für Inklusion und Selbstbestimmung**

**Die Partizipation von Menschen mit Behinderung zu stärken ist Ihnen ja immer eine Herzensangelegenheit gewesen.**

Ja.

**Das ist genau das, was wir unter Empowerment verstehen.**

Es hat mich von klein auf schon immer bewegt, dass gerade Menschen mit Behinderung oder sozial Schwache keine richtige Auskunft bekommen haben von der Kommune, auch wenn es um finanzielle Leistungen ging. So habe ich mich darum bemüht, möglichst viel zu aktivieren, in der Gesellschaft gerade bezüglich der UN-Behindertenrechtskonvention den Bewusstseinsradius zu erweitern, dass Menschen mit Behinderung lernen, dass sie wirklich selbstbestimmt leben dürfen und sich nicht ständig unterbuttern lassen müssen

**Also Hilfe zur Selbsthilfe, gerade auch aus der eigenen Erfahrung heraus. Sie sind ja in vielen Gruppen oder Verbänden engagiert oder haben bei Veranstaltungen oder Aktionen mit ihnen zu tun. Gibt es da einen thematischen Schwerpunkt oder Schwerpunkte?**

Der Schwerpunkt ist eigentlich immer Inklusion: Selbstbestimmte und gleichberechtigte Teilhabe mit Wunsch und Wahlrecht in allen Lebensbereichen und Partizipation bei allen kommunalen Planungen. Ganz besonders müssen Menschen mit körperlichen oder

chronischen Erkrankungen im Berufsleben einen deutlich besseren Stand haben. Derzeit werden zu viele aus dem Erwerbsleben gedrängt durch Unwissenheit der Arbeitgeber über die Leistungsfähigkeit der Betroffenen. 86 Prozent der Menschen mit Behinderungen oder chronischen Erkrankungen bekommen diese im Laufe ihres Lebens zu spüren, und ihnen droht die Altersarmut, wenn sie keinen neuen Arbeitsplatz finden und in die Frührente abgeschoben werden. Einen weiteren besonderen neuen Schwerpunkt gab es damals für mich, als meine Mutter an Alzheimer erkrankte und selbst meine beiden Brüder, die Ärzte sind, diese Krankheit nicht erkannten, weil in ihrer Ausbildung der geriatrische Bereich kaum vorkam. Aber dadurch, dass meine Mutter sich bei mir wohlfühlte und von mir versorgt werden wollte, sich verstanden fühlte, habe ich mich eben auch in dieses Thema eingearbeitet. Ich habe verschiedene Alzheimer-Aktionstage in Ulm erlebt, die es damals ab dem Jahr 2000 gab und hatte dann 2006 auch bei uns im Verwaltungsverband Langenau den ersten Alzheimer-Aktionstag durchgeführt. Da ich gute Verbindungen zu den Vortragenden und Referenten der Firma Novartis hatte, wurde uns durch meine Vermittlung die Bilderausstellung „Wie aus Wolken Spiegeleier werden“ des Carolus Horn zur Verfügung gestellt.

Diese Schwerpunktthematik ist in der heutigen Zeit mit der älterwerdenden Gesellschaft sehr bedeutend, und ich bin in der Beratung immer wieder damit konfrontiert.

### **Was ist Novartis?**

Novartis ist ein Biotechnologie- und Pharmaunternehmen, das sich intensiv mit Alzheimer und Demenz beschäftigt. Dieses Unternehmen erwarb die von dem namhaften Werbegrafiker Carolus Horn gemalten Bilder, der selbst an Alzheimer erkrankte. Die Kunstaussstellung und einen Referenten bekamen wir von der Firma Novartis zur Verfügung gestellt. Diese Bilder sind ganz wichtige Dokumente, denn als der Werbegrafiker Alzheimer bekam, hat seine Frau ihn gezwungen, trotzdem weiter zu malen und zu zeichnen. Somit hat er – auch wenn er nicht mehr sprechen konnte – in seinen Bildern dargestellt, was in seinem Kopf vor sich ging. Das ist hochinteressant. Wenn man sich diese Bilder ansieht, beginnt man zu begreifen, was Alzheimer ist, was in den betroffenen Menschen vor sich geht und kann somit leichter mit ihnen umgehen. Das hat mir sehr geholfen. Ich habe dann eine Zeit lang viele Vorträge zu diesem Thema gehalten.

## **Sie haben viel gemacht.**

Ja, das ist für mich ein sehr harter Kampf, da ich als Mensch mit Behinderung dauerhaft dabei bleibe und gegen die Benachteiligung kämpfe. Mich kann man nicht einfach so zur Seite schieben. Viele andere Menschen mit Behinderung haben inzwischen in verschiedenen Arbeitskreisen ihre Aktivitäten aufgeben, da sie sich nicht richtig für voll genommen fühlten. Und wenn wir Veranstaltungen machten, wurden immer wieder Referenten eingesetzt, die für die Behinderteneinrichtungen sprachen. Ich habe mich schon so oft dafür eingesetzt, dass wir namhafte Referenten aus dem Bereich der Menschen mit Behinderung einladen, zum Beispiel einmal Ottmar Miles-Paul oder den evangelischen Theologen und Dozenten Rainer Schmidt. Diese könnten einmal auf einem anderen Niveau dem Publikum nahebringen, was Menschen mit Behinderung sind, was sie bewegt und besonders die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention.

## **Sie haben in den 1990er Jahren begonnen sich zu engagieren. Wäre es davor ein zeitliches Problem gewesen?**

Nein, bei uns in Baden-Württemberg haben wir nichts von der Behindertenbewegung mitbekommen, auch nicht durch die Medien. Ich habe immer die Stuttgarter Zeitung gelesen: nichts. Das war im norddeutschen Raum anders. Das Institut Mensch, Ethik und Wissenschaft (IMEW) hatte eine Dokumentation herausgegeben, die habe ich mir schicken lassen. Darin wurde das Behindertenthema von der Kriegszeit bis in die heutige Zeit wissenschaftlich aufgearbeitet. Das war ja ein Tabuthema, davon hatte ich nichts mitbekommen. Durch diese Dokumentation konnte ich das Erlebte von Kindheit an verstehen. Zur persönlichen Stärkung lese ich gerne Biografien, besonders von Menschen mit Behinderung. Ich hatte ja auch mehr als genug zu arbeiten, um im Berufsleben voll akzeptiert zu werden. Es gab keine schriftlichen Unterlagen, auch nicht vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales. Das fand ich schade. Deshalb habe ich, als das in den 1990er Jahren anfang mit den ganzen Publikationen, alles aufgesaugt, was es nur gab und mich intensiv damit beschäftigt. Meine Tochter war inzwischen erwachsen, hatte ihr eigenes Leben, und ich hatte dann später auch meine sehr unglückliche Ehe beendet.

Aber das hing nicht mit meiner Behinderung zusammen.

## **Forderungen an das Behindertenrecht**

**Was wäre Ihr Wunsch für die Zukunft, was Inklusion und das Leben von Menschen mit Behinderung in der Gesellschaft betrifft? Welche Forderungen haben Sie?**

Für mich ist wichtig, dass die Gesellschaft offener wird und sich sensibilisieren lässt für die Situation von Menschen mit Behinderung; und dass die UN-Behindertenrechtskonvention umgesetzt wird und bei uns in Baden-Württemberg auch das Landesbehindertengleichstellungsgesetz (LBGG); dass die Menschen mit körperlichen Behinderungen und chronischen Erkrankungen im Erwerbsleben voll teilhaben können auf dem ersten Arbeitsmarkt. So, wie das im Moment mit den Behindertenbeauftragten in den Stadt- und Landkreisen auch läuft, ist es für mich teilweise enttäuschend. Es gibt einfach zu wenige, die sich wirklich einsetzen, und ich habe den Eindruck, dass die Kommunalpolitiker\*innen vieles unterdrücken oder aber auch zu wenig Wissen um die Situation der Menschen mit Behinderung haben. Ich selbst habe mich letztes Jahr als Behindertenbeauftragte für unseren Landkreis beworben. Ich wurde zu einem sehr kurzen Vorstellungsgespräch geladen, in dem ich nur meinen beruflichen Werdegang sagen musste. Sonst nichts. Es folgten weder eine Absage noch eine Zusage, nur ein kurzer Dank für meine Bewerbung und das Vorstellungsgespräch und die Mitteilung, dass die Ausschreibung beendet sei. Drei Tage später erschien die neue Ausschreibung bei uns in der Tagespresse. Da war ich natürlich schon erstaunt und empört. Jetzt habe ich durch Zufall erfahren, dass ein Verwaltungsmitarbeiter einer Behinderteneinrichtung der Behindertenbeauftragte geworden ist. Ich weiß nicht, wie es weiter gehen wird. Deswegen bin ich auch froh, dass ich vom Bundesverband Selbsthilfe Körperbehinderter (BSK) als Leiterin der Kontaktstelle Selbsthilfe Körperbehinderter Ulm/Alb-Donau-Kreis berufen wurde und so mich besser für Menschen mit Behinderung und ihre Angehörigen einsetzen kann.

**Sie sagen, die Behindertenpolitik müsste auch von Betroffenen gemacht werden und bei den Menschen ankommen und nicht in irgendwelchen Ämtern hängen**



**bleiben.**

Ja, die aktive Beteiligung von Menschen mit Behinderung in der Behindertenpolitik ist bedeutend – die Partizipation muss gelebt werden. Ich setze mich vor allem für eine unabhängige Beratung von Menschen mit Behinderung ein. Deshalb ist es mir wichtig, dass ich mit meiner Peer Counseling-Ausbildung ein Zertifikat in der Hand habe. Nächstes Wochenende haben wir vom BSK eine Schulung in Altötting speziell für die unabhängige Beratung zum Bundesteilhabegesetz, das kommen soll. Dafür will ich mich stark machen bei uns in Ulm und im Alb-Donau-Kreis.

**Sie kennen die freien Aktionen vieler Experten aus der Behindertenszene und den Verbänden, die ja zum Teil sehr verärgert sind über die neuen gesetzlichen Pläne. Sehen Sie die genauso?**

Ja, die kann ich voll unterstützen. Dieses neue Gesetz ist ein Unding, und deswegen versuche ich auch, das öffentlich ein bisschen zu erklären. Ich betone „ein bisschen“, weil die Menschen ja alle keine Ahnung haben, selbst die Betroffenen nicht. Die fordern nur, aber wissen gar nicht, wie die Zusammenhänge sind. Deswegen ist mir wichtig, dass auch die betroffenen Menschen mit Behinderung besser Bescheid wissen über unsere Gesetze und wann wir einfach kämpfen müssen. Vor allem müssen mehr die Menschen mit körperlichen Behinderungen oder chronischen Erkrankungen im Fokus stehen, die arbeiten können und wollen – sie werden ständig übersehen – und nicht nur die Betroffenen in den Behinderteneinrichtungen, so wie es jetzt bei den Gesetzes-Debatten stattfindet.

**Haben Sie konkrete Beispiele dafür, dass manches gar nicht mehr nachvollziehbar ist, wenn es im Gesetz ganz anders formuliert wird?**

Der Punkt ist, dass Menschen mit Behinderung einfach ein Recht auf Arbeit haben müssen und die Wunsch- und Wahlfreiheit bezüglich Wohnen, Arbeiten und so weiter, und dass sie nicht immer zur Seite gedrängt werden. Es muss gesetzlich deutlich geregelt sein, dass besonders das Recht auf Arbeit auf dem ersten Arbeitsmarkt besteht. Die

Barrieren in den Köpfen der Arbeitgeber müssen durch bessere Aufklärung beseitigt werden. Und dass Menschen mit Behinderung, die durch viele Schulungen so qualifiziert sind wie ich, von der Kommune mehr herangezogen werden sollen als Experten und nicht immer nur Menschen herangezogen werden, die gar keine Behinderung haben. Die Partizipation ist mir also sehr wichtig.

**Aber denken Sie nicht auch, dass es zum Beispiel in einer Selbsthilfegruppe auch Menschen geben kann, die zwar nicht behindert sind, aber trotzdem sehr viel Wissen haben? Würden Sie die dann auch unterstützen?**

Ja, aber ich halte schon mehr nach Selbsthilfegruppen Ausschau, mit denen ich auch zusammenarbeiten kann, die von Betroffenen geleitet werden. Denn das ist das A und O, nur die haben wirklich das Wissen, wenn sie sich auch regelmäßig fortbilden. Wenn nicht selber Betroffene eine Selbsthilfegruppe leiten, wird von ihnen sehr viel Empathie erwartet, was oft nicht einfach ist.

**Das Interview führte Marcel Renz.**